

(Nachdruck von „Dien.“)

361

## Pelle der Eroberer.

Von M. Andersen Regö. Uebersetzt von Mathilde Mann.

„Die Kleinen haben aber doch ein Herz,“ sagte Pelle. „Das und nicht der Verstand hält sie aufrecht, sonst wären sie schon längst zugrunde gegangen, wären ganz einfach zu Tierern geworden. Warum ist das nicht der Fall trotz all ihres Elends? Warum bringt selbst die Kloake leuchtende Wesen hervor?“

„Ja, die Armen wärmen einander, aber blau gefroren sind sie darum doch! Und sollte man ihnen nicht lieber wünschen, daß sie kein Herz hätten, womit sie sich abplacken inmitten einer bis auf den Grund vereisten Gesellschaftsordnung? Ich beneide alle, die das Elend vom historischen Standpunkt aus betrachten und sich mit der Zukunft trösten können. Ich glaube ja auch selbst, daß das Gute einmal siegen wird; aber der Gedanke, daß Millionen vorher glücklich ins Grab sinken müssen in dem Kampf gegen die Dummheit, erscheint mir trotzdem eine erschütternde Ungerechtigkeit. Ich bin ein Unversöhnlicher, das ist die Sache. Mein Sinn ist auf andere Zustände eingestellt, darum leide ich unter dem Bestehenden. Allein eine so selbstverständliche Sache wie Geld einnehmen, verursacht mir Qual. Das Geld gehört mir, aber ich kann den Gedanken nicht ertragen, es in umgekehrter Richtung zu verfolgen: Welche Entbehrungen ruft es hervor, indem es in meine Hände übergeht? Was klebt von Not und Tränen daran? Und wenn ich es wieder ausbebe, so nagt beständig der Gedanke an mir, daß die, die mir geholfen haben, zu wenig bekommen, meine Waschfrau und die anderen. Sie können ja kaum leben, und die Schuld trifft unter anderen auch mich! Dann beginnt mein Gedanke, die Entbehrungen der anderen herauszugraben, und ich finde keinen Frieden. Jedesmal wenn ich einen Bissen in den Mund stecke oder die Auslagen in den Schaufenstern sehe, muß ich an die anderen denken, die hungern. Ich leide entsetzlich darunter, daß ich diese Zustände, deren Torheit doch so einleuchtend ist, nicht ändern kann. Und es nützt nicht, daß ich es mir als krankhaft aus dem Sinn schlagen will. Das ist es nämlich nicht, es ist ein Vorgehen in mir! Wir müssen alle zusammen einmal dahin, falls sich nicht die Unterdrückten vorher erheben und die Ordnung umkehren. Du siehst, ich bin dazu verurteilt, das Elend all der anderen mit zu erleben, und mein eigenes Leben ist gerade nicht reich an Sonnenschein gewesen. Denke doch nur an meine Kindheit, wie freudlos die gewesen ist! Ich habe nicht Deinen Fonds, aus dem ich schöpfen kann, das mußt Du bedenken, Pelle!“

„Nein, viel Sonnenschein war nicht auf Mortens Weg gefallen; jetzt kroch er zusammen und fror.“

Aber eines Abends kam er zu ihnen in die Stube hineingestürzt und winkte mit einem Papier. „Ich habe ein Legat bekommen!“ sagte er. „Morgen früh reise ich nach dem Süden!“

„Du mußt doch erst Deine Angelegenheiten ordnen,“ sagte Pelle.

„Ordnen?“ Morten lachte. „Nein, Pelle, zum Reisen ist man immer bereit. Mein ganzes Leben bin ich immer zu einer Reise um die Welt mit einer Stunde Frist parat gewesen!“ Er ging auf und nieder und rieb sich die Hände. „Ach, nu werde ich nach dem Süden kommen und in Sonne schwelgen, Pelle, so ordentlich durchschmoren lassen will ich mich! Ich glaube, es wird meiner Brust gut tun, einmal einen Winter zu überschlagen.“

„Wie weit hinunter wollen Sie denn?“ fragte Ellen mit leuchtenden Augen.

„Nach Süditalien und Spanien. Ich will irgendwo hin, wo die Kälte nicht Tausenden den Rock auszieht, indem sie einem den Pelz anhilft. Und dann will ich Menschen sehen, die nicht teilhaftig sind der Segnungen der mechanischen Kultur, die aber dafür die Sonne beschienen hat: Sonnenmenschen, so wie die kleine Johanne und ihre Mutter und Großmutter, die aber das Recht haben zu leben! Ach, es wird herrlich sein, einmal arme Leute zu sehen, die nicht frieren.“

„Daß ihn so schnell wie möglich wegkommen,“ sagte Ellen, als Morten hinausgegangen war, um seinen Koffer zu packen. „Denn wenn ihm erst die Armen in den Sinn kommen, so wird nichts aus der Reise. Ich muß wohl ein Paar von Deinen Strümpfen und ein bißchen von Deinen Unterkleidern in seinen Koffer stecken, er hat nichts zum Wechseln. Wenn er nur dafür sorgen wollte, daß er die Sachen zur Wäsche gibt, und wenn Sie ihm nur nicht alles mit Chlor ruinieren!“

„Solltest Du Dich nicht ein wenig nach ihm umsehen, während er packt?“ fragte Pelle. „Sonst fürchte ich, daß er das, was er nötig hat, nicht mitbekommt. Morten vergißt manchmal seinen Kopf in der Nachtruhe.“

Ellen ging mit den Sachen, die sie herausgesucht hatte, hinaus. Es war ein Glück, daß sie kam. Morten hatte seinen Koffer voll lauter Bücher gepackt und die notwendigsten Sachen beiseite gelegt. Er stand da und trinnelte umher und war ganz unglücklich, als sie alles wieder aus dem Koffer heransahm und von vorne anfieng. Er hatte alles so hübsch geordnet, die Gedichte für sich und die Proletarierbeschreibungen für sich; er brauchte nur die Hand hineinzustecken, um herauszuholen, was er wünschte. Aber Ellen kannte keine Schonung. Das Ganze mußte auf den Fußboden heraus und jeder Faden von Kleidungsstücken, den er besaß, mußte er auf Stühle legen. Das Notwendigste wurde herausgesucht. Bei jedem Stück, das in den Koffer kam, erhob Morten einen leisen Widerstand; es konnte sich wirklich nicht lohnen, Strümpfe mitzuschleppen oder Wäsche zum Wechseln, so etwas kaufte man sich ganz einfach, wenn man es nötig hatte. „So? Das lohnte sich nicht? Aber einen großen Koffer voll nutzloser Bücher mit sich herumzuschleppen, wie ein Kolporteur — das lohnte sich vielleicht!“

Ellen lag auf den Knien vor dem Koffer und bahnte sich einen Weg. Ihr Eifer lockte Pelle herauf, er stand an den Türrahmen gelehnt und sah ihnen zu. „Das ist recht, sei! Du ihn nur mal ordentlich ein, das hält dann vor, bis er wieder nach Hause kommt,“ sagte er lachend. „Er hat es sehr nötig.“

Morten saß auf einem Stuhl und sah niedergeschlagen aus. „Ein Glück, daß man nicht verheiratet ist,“ sagte er. „Ich fange wirklich an, Mitleid mit Dir zu haben, Pelle.“ Man konnte es ihm ansehen, wie wohl ihm die Fürsorge tat.

„Ja, nun kannst Du sehen, was für ein Hauskrenz ich bekommen habe,“ entgegnete Pelle ernsthaft. „Bisher hast Du es niemals glauben wollen.“

Ellen ließ sie ruhig schwätzen, jetzt war der Koffer bis an den Rand gefüllt, und jetzt mußte sie wenigstens, daß er nicht wie ein Landstreicher umherziehen würde. Nun handelte es sich nur noch um die Toilettengegenstände, nicht einmal dafür hatte er gesorgt. Sie zog ein gewaltig großes Buch aus der Toilettenkassette der inneren Seite des Kofferdeckels, um Platz für Kämme, Bürsten und Seife zu machen, da aber stürzte Morten herzu. „Das muß ich mit haben, es mag gehen wie es will,“ sagte er sehr bestimmt. Es waren: Die Ungläublichen von Victor Hugo, Mortens Bibel.

Ellen schlug das Titelblatt auf, um zu sehen, ob es denn wirklich so notwendig war, ein solches Ungeheuer mit sich herumzuschleppen, es war ja so groß wie ein ganzes Brot.

„Dazu ist kein Platz,“ erklärte sie und legte es ruhig beiseite. „wenigstens nicht, wenn Sie sich den Schmutz abwischen wollen. Aber Sie werden dort, wohin Sie kommen, sicher auch Unglückliche treffen; davon gibt es gewiß überall genug.“

„Dann erlauben gnädige Frau am Ende auch nicht, daß ich meine Schreibmaterialien mitnehme?“ fragte Morten in einem bittstellerischen Ton.

„Ja,“ erwiderte Ellen lachend, „und Sie dürfen sie sogar zu etwas recht Schönerm benutzen, falls Sie für uns kleine Leute schreiben wollen. Zammer und Elend gibt es genug!“

„Wenn mich nun die Sonne so recht beschienen hat, komme ich nach Hause und schreibe ein Buch darüber,“ sagte Morten ernsthaft.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Morten war früh auf und ging nach dem Friedhof hinaus. Das zog sich in die Länge, sie warteten mit dem Frühstück auf ihn. „Jetzt kommt er, ich hab' ihn unten auf dem Felde gesehen,“ riefte Basse

Fredrik erdlich; er war nach dem Gehöft hinüber gewesen, um Milch zu holen.

„Dann können wir die Eier ins Wasser legen,“ sagte Ellen zu Schwester, die ihr in der Küche ein wenig zur Hand ging.

Morten war feierlich zu Mute. „Jetzt sind die Rosen auf Johannens Grab wieder abgepflückt,“ sagte er. „Ich kann es nicht begreifen, wie es jemand über's Herz bringt, die Toten zu berauben; sie sind doch die Aermsten von allen.“

„Es freut mich, Dich dies sagen zu hören,“ rief Pelle aus. Vor einem Monat warst Du imstande, zu meinen, daß die Toten die einzigen Wohlhabenden seien.“

„Du bist ein Fels,“ sagte Morten lächelnd und packte ihn bei den Schultern. „Selbst wenn sich alles andere verändert, wo man Dich hat, weiß man doch stets.“

„Zu Tisch! zu Tisch!“ rief Ellen. „Aber schnell, sonst wird die Ueberraschung kalt!“ Sie stand da und wartete mit einer zugehenden Schüssel.

„Aber — Du hast ja frischgelegte Eier!“ rief Pelle erstaunt aus.

„Ja, die Hühner haben sich herabgelassen, in den letzten Tagen wieder zu legen, Morten zu Ehren!“

„Nein, dem guten Wetter zu Ehren und dann, weil sie jetzt frei herumlaufen dürfen!“ wöndte Vasse Fredrik ein.

Morten lachte: „Vasse Fredrik ist ein unverbesserlicher Realist, seinetwegen braucht das Leben nicht aufgeschmückt zu werden.“

Ellen sorgte liebevoll für Morten. „Jetzt müssen Sie aber zugreifen!“ sagte sie. „Wer weiß, ob Sie da draußen in der Fremde was Ordentliches zu essen bekommen.“ Sie dachte mit Grausen an das Futter, das ihre Einlogierer im Palais zusammengemanscht hatten.

Und dann hielt der Wagen vor der Tür, der Koffer wurde vorn beim Kutscher hinausgestellt, Pelle und Morten stiegen ein, es war die höchste Zeit. Vasse Fredrik und Schwester standen jedes auf seinem Wagentritt bis an die Landstraße hinab, dann sprangen sie hinunter und liefen zurück. Da oben am Giebel stand Ellen und winkte, Svend Trost an der Hand.

„Es muß sonderbar sein, so von dem Ganzen weg zu reisen,“ sagte Pelle.

„Ja, für Dich müßte es wunderbar sein,“ erwiderte Morten und warf einen letzten Blick zurück auf Pelles Heim. „Aber ich reise ja von nichts weg, ich reise ihm im Gegenteil entgegen!“

„Es wird uns noch wunderbar vorkommen, wenn Du nicht mehr über unserm Kopf trampelst, namentlich Ellen und den Kindern. Aber Du läßt doch von Dir hören?“

„Das tue ich. Aber Du hältst mich ein wenig auf dem Laufenden von den Fortschritten Deines Unternehmens.“

(Fortsetzung folgt.)

## Städtebilder.

### Amsterdam.

Man muß Paris nicht von Italien aus, Amsterdam nicht nach den Hansestädten besuchen, wenn man den vollen Genuß an ihnen haben will und nicht zu unverbient kühlem Beifall kommen will. Was z. B. den Pariser Boden für den Nordländer so „elastisch“ macht, daß er „federnd“ darüber schreitet, wie Hebbel sagt, ist doch zunächst das Wärmere, das Südländische. Farbenglut, Temperament und Beweglichkeit, Reichtum der Genüsse, das entwidelte Leben der Gasse. Kommen wir nun aus dem Süden, so kann Paris nach der Seite uns nicht überraschen, erfreuen; wir sind satt.

Amsterdam wiederum ist in seinem stärksten Reiz, den zusammengedrängten Giebelhäusern, selbst den Bauformen, in unseren Hansestädten vorhanden, und wir kommen doch nicht zu dem reinen Stammen und Genießen derer, die direkt aus ihrer kalten preussischen Küche kommen und mit Betrübnis in die kostspielige Pflichtigkeit ihrer stillvollen „Kulturwohnungen“ mit Fahrstuhl und Wasser-versorgung zurückfahren und gern etwas von der rätselhaften Vornehmheit dieser holländischen Stadt mitnähmen.

Es ist zunächst etwas Rätselhaftes und wenn man die Lösung fand, Drolliges um die Einfachheit dieser so vornehm wirkenden Bauform.

Suchen wir uns in der „Heerenpracht“, der nobelsten im alten Amsterdam, ein Haus auf, das uns besonders festhält. Ein kleines Schild bestätigt unser Empfinden, daß uns ein reiches Haus vermuten ließ. Eine große Bank sitzt darin. Da der Typ dieses Hauses, unendlich gewandelt, sich in allen Grachten (Straßen mit Kanälen)

und „Straaten“ wiederholt, können wir uns an ihm das Elementare der Amsterdamer Bauart ableiten.

Ein schmales Haus aus dunklen Ziegeln, die durch Alter, Delumgen und im Brennprozeß oder durch Erdart erzielten Ton fast schwarz wirken. Es ist in der vornehmen Form nicht über zwei Geschosse hoch, steigt sonst aber bis vier oder fünf Geschosse auf und verjüngt sich danach, dem Giebel entsprechend, in den bekannten gestuften Abfagen. Die Fugen sind nicht, wie wir es machen würden, trennend herausgestrichen, sondern gehen ebenfalls im Tone der Wand auf. Diese ruhigen, dunklen Flächen, die dem Auge dennoch die sichere Lage des Baumaterials zeigen, sind nun durch blendend reine Fenster- einlässe schön unterbrochen, deren große Scheiben durch holzfarbige Kreuze gegliedert sind. In eine gleiche massive helle Einlage (Sandstein oder Putz) ist die in schönem, dunklem Farbton gehaltene Haustür eingelassen, deren sparsome, aber kunstvolle Schnitzerei mit der Wirkung des kostbaren Holzes den einzigen Schmuck abgibt. Nach diesem einfachen Rezept ist Amsterdam gebaut, sind einige hundert unaußersächlich betwunderter Baubeispiele für die Architekten Europas gebildet. Man reißt viel ein, aber hier hat man, wie in Hamburg, nichts zu fürchten, die Neubauten sind nicht schlechter.

Es ist möglich, daß es ursprünglich die Feuchtigkeit und das Alter waren, die den dunklen Ziegel erzeugten, aber wir finden im Museum auf allen Bildern des alten Amsterdam das gleiche Verfahren. Man benutzt die hellen Ziegel zum Einfügen von Ornamenten und Füllungen. Eine Amsterdamer Straße ist durch dieses Material stets angenehm geschlossen und ruhig für das Auge, zugleich etwas warm und freundlich, während unsere unmotivierten Kalkanstriche und imitierten Marmor-Sandsteinbauten das Auge quälen, uns mit dem frostigen Gefühl mehrschichtiger Bauart erfüllen. Neuerdings streichen wir den Putz dunkel an und kommen auf kostspieligem Umwege nun zu der ruhigen Stimmung der Straßen, die der Holländer durch Weglassen des Fußschwindsels und Dunkeln des Steins erreicht.

Das Geschäftshaus ist im Erdgeschöß in der Regel mit edlem Holz verkleidet, das in allen Tönungen schön zu dem dunklen Ziegel steht. Auch Erker und Ballons sind aus diesem Material, das seine Naturfarbe und gute Qualität offen zeigt.

An unseren Küsten streicht man den hellen Ziegel zum Schutz gegen das Wetter in den deutlichen Bauernfarben giftgrün, blutrot und blau an, das sieht oft hübsch hant, ab auch sehr unecht aus.

Von Amsterdam kann man daselbe wie von Hamburg sagen, es hat wenige „großartige“ Bauten, aber viele hundert vortrefflicher. Es hat es immerhin fertig gebracht, seinen Zentralbahnhof, der wohl zu den größten Europas zählt, architektonisch „unterzutreiben“, was man von wenigen Städten sagen kann.

Eine kahle Goldgräberstadt wie Berlin kann in ihren grellen oder plundrigen Steinkästen ein nur aus Konstruktionsmaterial, Gittern und Trägern genietetes Gewölbe hinstellen, erfüllt mit donnerndem Dröhnen, Zischen, Pfeifen und Menschengedränge. Das paßt zu der rohen Energie und Goldgräbergier, die jeden erfüllt. Aber eine Stadt voll Ruhe und Haltung wird auch dieses notwendige Übel verringern. Eine Bauwand verbirgt den ganzen Lärm für den nicht Beteiligten und sie ist so reich und schön gestaltet, daß man sofort in jenem aufmerksamen Zustand voll Erwartung und froher Hoffnung in die Stadt geht. Das „Wie“ ist hier schwerer herauszubestimmen. Man setzt erst alles ungeniert und vernünftig hin, wie es nötig ist, und das gibt bei der Ausdehnung des Bahnhofes schon eine schöne Gelegenheit zu leichter Ordnung und Gliederung. Danach sind alle Teile recht durchgebildet. Sicher nicht nach „Vorlagen“, sondern aus sicherer Übung der Handwerker. Im dunklen Material gibt der glasierte Ziegel, der gelbe, der rötliche Ziegel Material zu Einlagen und Füllungen. Das Abklopfen, Verfeinern, Zerbrechen des Plumpen ist es, was diese Türme, diese Leisten, diese Träger von unseren unterscheidet. In vielen schönen Farben und doch ohne Lärm schimmert die Uhr herab. In voller Glut leuchtet das Wappentier aus seinem Steinkranz; diese leeren Flächen wieder füllt ein Relief, dessen Körper ebenfalls nur durch Wechsel des Ziegelsteins auf Farbe gestimmt sind, abgesehen davon, daß sie keine akademisch-preussischen Gemeinplätze darstellen und auch keine goldschimmernde Kellame für irgend eine Familie. In derselben Art ist die Börse gebaut, desgleichen die Post. Die Börse erinnert in den Abmessungen, der unauffektierten Gruppierung der Bauteile an die Architektur der mächtigsten, großzügigen Bauherren des frühen Mittelalters. Die Art, wie aus ziemlich ebenen Vorbauten sich der Eckturn über die ganzen Straßen schwingt, ist schön, und die Galerien, die im Postgebäude in den allgemeinen Raum herabsinken, würden unseren Postergelassen als wahre Sünde und direkter Anreiz zur Begehrlichkeit für das p. p. Publikum erscheinen.

Neben diesen schönen Wirkungen der Häuserreihen, die durch die Schmalheit der einzelnen Fronten einen schnellen Wechsel in den Formen erzeugen, sind die „Grachten“ selbst an der besonderen Art des Stadtbildes beteiligt. Wir hätten von der Potsdamer Brücke aus im Landwehrkanal mit seinen beiderseitigen Straßen ein recht gutes Bild einer Amsterdamer Gracht, wenn wir die nervösen, überladenen, affektierten Bauten ganz eng zusammenquetschten, daß sie dünn und hoch werden und natürlich all diese kalte Gips- und Putz- und Stuckpracht mit einem dunklen Farbstoff übergängen.

Daselbe morastige Wasser gleicht durch diese Straßen, langsam schieben sich Lastkähne durch die ölige Fläche, die fast in der Höhe der schmalen Straße liegt und durch keine Vorrichtung jemand hindert, in das Wasser zu gehen. Oft genug suchen wir dem schönen Anblick der dunklen Grachtstraße mit ihren grünen verschattenden

Bäumen und dem friedfertigen Wasser zu entgehen, wenn ein Schiffer eben den Grund mit seinen Stangen aufwühlte und die Gase des Bodens frei macht. Für den Personenverkehr, etwa durch Motorbaracken, werden die Grachten nicht benutzt, obwohl ihre systematische Anlage und gute Verbindung untereinander dazu reizen sollte. Trübe und stagnierend wälzt sich das Wasser der Gracht, selbst von Ebbe und Flut nicht merklich erfrischt, hin und her, wie der Tang und Laubfall der in den Ecken verwesend schaukelt.

Der Hafen trägt zum Stadtbild wenig bei. Die Kais und Docks sind weit auseinander gezogen und können nicht, wie die Hamburger entsprechenden Anlagen, die tief in die Stadt hineingreifen, wirken. Merkwürdig ist es im Straßenbild, wenn wir die Schiffe wie auf dem Asphalt liegend, zwischen den beiderseitigen Häuserreihen sehen, da das Wasser zur Flutzeit in gleicher Höhe mit der Straße ist. Wie sorgsam ist die aufgesetzte Kajüte der Schiffe gebaut, ebenfalls dunkel gestrichen, ebenfalls mit den blendend sauberen Fenstereinsätze und den kostbarsten Gewächsen hinter den feinen verhängenen Scheiben.

Wenig unterscheidet sich sonst in den europäischen Hauptstädten das Straßenleben. Dieselben Ansichtskarten, dieselben Menüs in den Restaurants, Pilsner und Münchener Bier, die Konfektion mit der unzerbrechbaren, eleganten Kavaliertafel, die Straßenbahn tabakulustig und stets zu Zusammenstößen bereit, alles wie überall. Nur ist sie in schönes dunkles Blau gekleidet und ihre Aktionäre oder die Stadt als Unternehmerin bewilligte dem Publikum Wartehallen aus Holz und Glas, die selbst zu „Bahnhöfen“ ausgebildet sind. Zahlreich sind die guten Kneipen, aber dem „Anti“ fließt aller Ecken gute warme Milch für 5 Cts. (8 Pf.)

Das Rijks-Museum (Reichsmuseum) wäre Extrafahrt unserer Schulen wert. Rembrandt selbst, dessen Willen die meisten hingehen, erscheint in unseren Sammlungen größer als hier, obgleich seine beiden Hauptwerke, die „Tuchmeister“ und die „Nachtwache“ hier in geremonieller Aufmachung geboten werden. Wir finden keine Kunst in allen Teilen als Allgemeingut. Ohne starke Sinnlichkeit, ohne den vollkommensten Ausdruck des Dargestellten, ohne die Pracht der Farbe in Fleisch und Gewand ist keines der vielen Hunderte von Porträts gemalt. Ein solch unnützes Verhältnis zur Kunst, wie es jene Bürger hatten, mit dieser Folge für die Kunst können wir auch bei uns nur durch die direkte Teilnahme des Volkes, also durch Rückgabe von Macht und Wohlstand an alle, erhoffen. Auch Rembrandts „Anatomie“ ist nur die Lösung einer in der holländischen Malerei ständig gestellten Aufgabe; nur konnte er diese Zahl ausdrucksvoller Köpfe zusammenbringen, während seine Vorgänger in diesen Gruppen nur Porträt an Porträt setzten. Das Rijks-Museum ertötet nicht durch unsere modernen Riesenszenen die Farbenstimmungen, man schaltet jede Härte und Kälte des Lichtes aus und sieht die Bilder so, wie sie der Künstler in sich sah. Das für den Besucher durch die Jahreszeit bestimmte Bild der Stadt ergänzt sich in dem Museum in den zahlreichen Stadtbildern, zu meist aus der Zeit, in der die Grachten als Schlittschuhbahn dienen, da Schlitten fahren, Zelte der Erquickung dienen und das Eishockey eifrig geübt wurde. Es fehlt auf keinem Winterbilde.

Als die nächste „Sehenswürdigkeit“ bezeichnet man uns das Judenviertel. Man geht mit dem Wädel durch diese Straßen, wie durch die Beduinen bei Hagenbed; sehr befriedigt sind die Lords und Gentlemen, wenn sie Schmutz und Elend so schlimm fanden, wie es ihr Buch schildert. Die Stadt Amsterdam aber geht nun endlich mit der Absicht um, diese „Attraktion“ aufzulösen, die ganzen Häuser sollen niedergelegt und neu aufgeführt werden. Es ist schwer, diese Erscheinung, das rattenartige Gimmeln einer Menschenart in den verfallendsten Stadtteilen, jemand als Schuld zuzuschreiben, da ein anderer Zwang als der der materiellen Not zur Wahl dieser Stadtteile nicht besteht. Da auch sonst die Juden in allen Ständen und Stadtteilen vorkommen und ungehemmt aufsteigen, muß das nicht gehinderte Zustromen der in anderen Ländern wirtschaftlich vernichteten oder verjagten Volksteile immer von neuem das Bild des Elends erhalten. Es fragt sich übrigens, ob trotz unserer Baupolizei nicht in den wohl gemessenen Berliner Vierteln des Proletariats hinter respektablen, sauber gepuhten Hauswänden ebenjoviel Elend haust als hier in einer ungenierten Öffentlichkeit des Amsterdamer Judenviertels.

Es ist ein regnerischer Sonntag, wenn wir durch die engen Straßen hindurch jene Viertel aufsuchen. Das Volk ist in Amsterdam stets bereit, den Fragenden zu helfen. Die Burden überfließen sich, um zu führen, ohne irgendwelche unschöne Gedanken. Der Schaffner der Trambahn ruht nicht, bis er unter Aufwand aller seiner deutschen Volabeln dich über deine aus dem Erwerb des Fahrcheines herzuleitenden Rechte (es gibt für 15 Pennig Billets für Hin- und Rückfahrt gültig) gründlich unterrichtet hat. Im Museum suchst dein über irgend etwas befragter Nachbar sofort alle Diener ab, um die gewünschte Auskunft zu beschaffen.

Wir sehen dann einzelne Typen. Dunkle, finstere Augen, denen wir uns aber furchtlos nahen können. Das Düstere entstammt dem erstikten Groll gegen ein verzweifeltes Schicksal und Verdruß und Abneigung gegen den vermeintlichen Neugierigen.

Eine Brücke noch über das schmierige Wasser und wir sind drin. Haus an Haus, sonst wie alles andere, aber verfallen. Säulen sind durch Pappe oder Holz ersetzt, arm sind die Laden, und dieselben unruhigen Augen, unregelmäßige Gesichtszüge, verelendete Körper quellen aus allen Fenstern, allen Türen entgegen, erfüllen mit ihren lebhaften Bewegungen die Gassen.

Ich weiß nicht, wie es nachts ist. Unaufföhrlich patrouillieren Schatzleute die Gasse und kein böser Blick, kein häßliches Wort erreicht dich — alle scheinen zufrieden, ungequält atmen zu dürfen. Hier sind Buden aufgerichtet. Was man feilbietet, ist wohl der Abfall vom Abfall. Man trinkt Suppe, ißt Wurst, Fleisch, rote Müsen, die ein Karren enthält. Dort tramen einige Hände in großen Säcken voll alter Schuhe, um zu einem gefundenen unter den passenden Gefährten zu finden. Eine Gasse ist ganz verstopft mit den Obstkarren, die also von hier aus in die Straßen dringen, um unter unaufföhrlichem Ausruf sich mühselig zu leeren. Man sieht starke, schöne Burken neben furchtbaren Typen, die aber in ihrer Abmagerung wieder an die Beduinen bei Hagenbed erinnern.

Die ganz verfallenen Häuser sind nun durch Schilder für unbetretbar erklärt, durch Vernagelung gesperrt, und dieses Schild bringt immer weiter und treibt die Bewohner so fürsorglich in die Gemeinschaft der übrigen, denen sie durch handwerkliche Geschicklichkeit längst „erwünschte“ oder nötige Helfer wurden.

Das Gegenstück finden wir jenseits des Rijks-Museums, in den Vierteln des Volkes. Hier leben wir genau dasselbe, nur in großem Maßstabe und äußerlich etwas desoriert. Die Häuser sind nun nicht „Eigenhaus“, also schmal und schmutz, sondern Mietshaus — breit gezogen und überfüllt. Der dunkle Ton, nicht durch die schönen Fenstereinsätze und verschiedenes Material unterbrochen, sondern gleichmäßig fortlaufend, wirkt nun schmugig, trübe, gefängnisartig.

Diese Menschen, die doch bessere Anrechte an eine erträgliche Existenz als andere haben, gehen so ärmlich, ihre Kleider sind so zerstückt, ihre Kinder so schmugig, wie nur die jenseits der „ouden Schanz“.

Und Rynheer an der Heerengracht kennt auch keinen Rassenhaß und keine Unterwürdigkeit, er nimmt seine Mieten von diesen wie jenen und schätzt als seine Arbeitskräfte diese wie jene, und er und sein Haus an der Gracht bleiben so vornehm und rein. P. G.

## Pilze als Helfer der Technik.

Man wird es wohl nie erfahren, wer zuerst die Pilze dem Menschen dienstbar gemacht hat. Aller Wahrscheinlichkeit hat ein kleines, aber sehr kluges Tier schon längst Pilzzucht getrieben, als der Mensch noch gar nicht daran dachte. In ihren seltsamen Pilzgärten ziehen die Blattschneiderameisen Südamerikas auf kleinen Kugeln, die aus zerlauten Wältern bestehen und von den Ameisen dazu noch gefnetet und regelrecht zubereitet werden, bestimmte Pilze, von deren Eiweißprodukten sie leben. Es klingt fast ungläublich, daß die Ameisen diese unterirdischen Pilzgärten durch eine gewisse Ventilation mit der richtigen Temperatur versehen, und daß sie jene Pilze, die ihnen in ihren Gärten fliegen, für sie aber bedeutungslos sind, kunstgerecht ansäen. Solche Kleinarbeit selbst hätte früher gern mancher Brauer verrichtet, wenn er nur die seinem Bräu nicht zuzugenden Pilze hätte ausrotten können, die ihm mit der Luft in die Gärbottiche flogen und allerhand Krankheiten verursachten, wie Fadenzotten, Sauerwerden, Nachgärungen usw. Heute aber ist es dem Brauer, dem früher so oft sein Bräu mißriet, bei der Verbollkommnung aller technischen Apparate eher möglich, sich nur allein die Wirkung des für ihn unumgänglich notwendigen Hefepilzes zu sichern und die Beeinträchtigungen durch andere schädliche Pilze fernzuhalten. Damit er eine reine keimfreie Luft, die keine gefährlichen Schimmelpilzsporen mehr enthält, in seinen Gärtellen und über den Würgebottichen hat, preßt er die Luft vorher durch Luftfilter aus Planelltüchern oder durch dicke Kofstürme. Ein außerordentlicher Nutzen ist dem Brauer auch dadurch erwiesen, daß es dem berühmten Dänen Emil Christian Hansen gelang, die Züchtung des kostbaren Hefepilzes zu einer solchen Vollkommenheit zu führen, daß jeder Brauer, sowohl der Münchener wie der Pilsener Bierbrauer, der Weinbauer am Rhein wie der Champagnerfabrikant jenseits der Vogesen mit unfehlbarer Sicherheit den besonderen Eigengeschmack seines darum geschätzten Fabrikates sicher treffen kann, was vordem meist nur Sache äußerst vorsichtiger Handhabung und auch des glücklichen Zufalles war.

Der Bierbrauer setzt seinem mit warmem Wasser verrührten Malz den Hopfen zu — und diese „Maische“ genannte Abkochung wird möglichst schnell geföhlt und dann zur Erzeugung von Alkohol und Kohlenäure mit der Bierhefe versetzt. Er verwendet hierbei heute aber nur durchweg untergärige Hefen, bei denen die sich im Gärbrozess vermehrende Hefe zu Boden sinkt; denn das untergärige Bier hält sich bei einer Kühlung bedeutend besser als das obergärige, da bei niedriger Temperatur die schädlichen Krankheitskeime des Bieres betäubt bleiben.

Auch zur Produktion der halben Milliarde Liter Spiritus, die allein Deutschland jedes Jahr fabriziert, ist der Hefepilz ebenso notwendig, was man gewöhnlich überieht. Der Schnapsbrenner, dem es auf einen möglichst hohen Alkoholgehalt ankommt, wählt sich dafür besonders geeignete Hefen unter den ihm zur Verfügung stehenden verschiedenen Rassen aus. Nicht weniger ist unser Vädergewerbe vom Hefepilz abhängig. Zur Porösmachung des Brotes wird die feine, besonders gezüchtete Hefehese verwandt, die nie von den sog. „Bodpulvern“ aus dem Felde geschlagen werden kann, da diese chemischen Produkte bei weitem nicht die starke

Kohlensäureentwicklung haben. deren Blasen eben unser Brot porös und genießbar machen.

Bei der Bereitung der hygienischen Refirgetränke spielt ebenfalls ein Geseßgärungsprozeß eine Rolle - - wie auch die neuerdings viel angepriesene bulgarische Joghurt-Milch ihre vortrefflichen Eigenschaften hauptsächlich der Durchsetzung mit einer bulgarischen Geseßart verdankt.

Andere Pilze, besonders Schimmelpilze, werden vielfach in technischen Betrieben auferuropäischer Völker verwendet. Der Japaner kann sein Salabier nicht ohne einen bestimmten Pilzschimmel fabrizieren. Vor der eigentlichen Verfeßung mit Geseß wird der zur Salabierbereitung nötige Reisbrei mit Teilen dieses lichtgrünen Schimmels bestreut, der den ganzen Brei bald mit einem feinen Flaum überzieht, ihn schleimig auflöst und mit einer süßen Würze durchquert. In ähnlicher Weise wird auch ein Schimmelpilz (*Aspergillus oryzae*) zur Herstellung der in Japan von jedermann verwendeten Sohasauce gebraucht, zu deren Bereitung dort allein der größte Teil der ganzen japanischen Bohnenernte erforderlich ist. Dies kleine Schimmelpilzchen wird in ostasiatischen Fabriken eigens zu dem Zweck gezüchtet - - und die Zeit wird nicht mehr so fern sein, wo wir den Wohlgeschmack seiner Wirkung auch an unserer Tafel kennen lernen, da diese Würze sich zweifellos einmal die Küche des Europäers erobern wird.

Endlich spielt eine Vergärung durch Pilze auch bei der Bereitung des den ganzen Orient verfeßenden Opiums eine große Rolle - - ohne diese Gärungsprozedur würde dem gefährlichen Verfeßungsmittel seine eigentümliche Kraft abgehen. Auch in der Farbenindustrie sind die Pilze große Helfer, da sowohl Waid, Krapp und Naturindigo, wie auch die Flechtensfarbstoffe Ladamis und Orseille durch Gärungsprozesse, die allerdings noch sehr wenig studiert wurden, gewonnen werden. Die Eroberungen, die die Pilze als Helfer der Menschheit machen, sind immer neue. Zu einer der letzten gehört die des Arsenikschimmels (*Penicillium brevicaulis*), der den Gerichtsmediziner auf die Spur des Verbrechens leiten kann, da dies Pilzchen durch den ihm eigentümlichen Knoblauchgeruch selbst die Anwesenheit von einem millionteil Gramm Arsenikgiftes in Leichen oder vergifteten Speisen anzugeigen vermag.

A. R.

## Kleines feuilleton.

### Sprachwissenschaftliches.

Die deutsche Sprache im Flugwesen. Der Deutsche Luftfahrverband hat es bald nach seiner Begründung für seine Pflicht gehalten, einen Sprachauschuß einzusetzen, um verständige und allgemein annehmbare Ausdrücke für alle Einzelheiten im Flugwesen zusammenzustellen. Rund 5 Jahre ist dieser Auschuß bereits in Tätigkeit, dürfte aber mit seinem letzten in der „Deutschen Luftfahrer-Zeitschrift“ veröffentlichten Bericht ungefähr an dem Ende seiner Arbeit angelangt sein, soweit nicht die fortlaufend erfolgenden Neuerungen ein immer wieder erneutes Eingreifen notwendig machen sollten. Da es sich darum handelte, eine Liste von Ausdrücken zu schaffen, die sich wirklich allgemein durchsetzen können, ist mit allen beteiligten Kreisen, insbesondere mit den flugtechnischen Vereinen verhandelt worden, und daher hat die Arbeit, deren Ergebnis jetzt vorliegt, so lange Zeit in Anspruch genommen. Soweit sich über die lange Reihe von Namen und anderen Bezeichnungen eine Uebersicht gewinnen und ein Urteil fällen läßt, hat der Sprachauschuß seine Aufgabe vortrefflich gelöst. Bei dem starken internationalen Zusammenarbeiten auf dem Gebiete des Flugwesens kann durch die Schaffung besonderer Ausdrücke jeder einzelnen Sprache allerdings auch ein Hindernis für den geistigen Austausch zwischen den Nationen erblickt werden, aber es werden ohne Zweifel bald Mittel geschaffen werden, die trotzdem eine leichte und sichere Verständigung ermöglichen.

Um eine Probe aus dem Vorkchat der deutschen Flieger zu geben, mögen die allgemeinen Ausdrücke kurz erwähnt werden. Das gesamte Gebiet wird als Flugwesen oder einfach als Flug bezeichnet, wodurch das Fremdwort Aviation nicht nur entbehrlich gemacht, sondern ohne Zweifel auch übertriften wird. Das Flugwesen zerfällt in Flugtechnik, Flugindustrie, Flugsport und Flugverkehr. Für Aeroplan soll es jetzt ausschließlich Flugzeug heißen, und weiterhin sind Kraftflugzeuge und Gleitflugzeuge (auch Gleiter oder Gleitflieger) zu unterscheiden. Die Kraftflugzeuge zerfallen in Flugdrachen, Schraubenflugzeuge und Schwingenflugzeuge. Weiter trennen sich die Eindecker, die Doppel- oder Zweidecker usw. Der Name Flieger hat sich für den zuerst in Frankreich entstandenen Ausdrück Aviationer schon überall eingebürgert. Der frühere Pilot ist jetzt als Flugzeugfahrer oder Flugführer, der Passagier als Fluggast oder Mitflieger zu benennen. Außerdem ist der Titel Flugmeister geschaffen worden. Erforderte dieser Teil der Liste nur sprachliche Geschicklichkeit und Geschmac, so mußte für die Vereinbarung der besonderen Ausdrücke für die Einzelheiten der Flugzeuge selbst und der Flugtechnik eine große Summe sachmännischer Ueberlegung angewandt werden. Auch die meteorologischen Erscheinungen, die für den Flieger besonders wichtig sind, haben eine Berücksichtigung erfahren. Es sei beispielsweise erwähnt,

daß ein aufwärtsgehender Luftwirbel als Windhoje, ein abwärtsgehender als Wirbelschlund bezeichnet wird. In den Bezeichnungen für die Bestandteile der Flugzeuge ist eine Reihe gut deutscher alter Wörter zu Ehren gebracht worden, wie Nase, Holme, Streben u. a. m. Besondere Fündigkeit mag die Feststellung mancher Ausdrücke erfordert haben, wie Rippstörung, Dämpfungsflossen usw. Für die Nebenbewegungen oder „Schwingungen“ des Flugzeuges sind Benennungen gewählt worden, die vom Schiffsweien hergenommen sind, wie rollen, stampfen und schlingern. Im ganzen genommen zeigt die Liste des Sprachauschusses einen reichen Inhalt.

### Physikalisches.

Neues von den Röntgenstrahlen. Im Gegensatz zu den mächtigen Fortschritten, die die praktische Röntgentechnik in den letzten Jahren gemacht hat, und die insbesondere der medizinischen Diagnostik zugute kommen, ist es bisher trotz aller aufgewandten Mühen nicht möglich gewesen, gewisse Einzelheiten ihres physikalischen Verhaltens einwandfrei aufzuklären. Im ganzen ist es bei den Feststellungen geblieben, die sofort nach ihrer Entdeckung im Jahre 1895 Prof. Röntgen in seinen ersten Experimenten getroffen hat. Außer ihrer Unsichtbarkeit weichen die Röntgenstrahlen danach von den Lichtstrahlen auch in anderen wesentlichen Punkten ab. So werden sie wieder wie die Lichtstrahlen gebrochen noch regelmäßig reflektiert, noch durch ein Prisma abgelenkt, obwohl sie sich gradlinig fortpflanzen und dadurch auf der photographischen Platte oder dem Fluoreszenzschirm scharfe Abbildungen geben. Auch eine magnetische Ablenkung wie bei den - ebenfalls dunklen - Kathodenstrahlen oder den elektrischen Strahlen konnte nicht nachgewiesen werden. Andererseits wies wiederum manches auf eine engere Zusammengehörigkeit der Röntgenstrahlen mit den anderen Strahlenarten, als da sind gewöhnliche leuchtende, unsichtbare chemische und Wärmestrahlen, sowie die in den letzten zwei Jahrzehnten bekannt gewordenen Becquerel-, Anoden-, Kathoden-, Kanalstrahlen und die strahlende Energie der radioaktiven Elemente. Schließlich forderte auch die durch die Arbeiten des Physikers Herz zur Herrschaft gelangte elektromagnetische Lichttheorie des Engländers Maxwell, nach der alle optischen Erscheinungen nur Spezialfälle der Elektrizität des Äthers sind, gebieterisch eine Einreihung der Röntgenstrahlen an eine bestimmte Stelle im System. Wenigstens eine der Mäden auszufüllen ist jetzt gelungen. Dr. Laue hat gemeinschaftlich mit Friedrich und Knipping, wie er der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften berichtet, durch eine geistvolle Versuchsanordnung die Beugung der Röntgenstrahlen erwiesen.

Unter Beugung der Lichtstrahlen versteht man in der Optik die Abweichung der Lichtausbreitung von den Geseßen der Geometrie, speziell der Schattenbildung. Stellt man nämlich einem Lichtstrahl einen Schirm entgegen, der das auf ihn fallende Lichtbündel nur durch einen engen Spalt hindurch auf einen dahinterstehenden zweiten Schirm fallen läßt, so erhält man nicht nur ein helles leuchtendes Abbild des Spaltes, sondern auch dort, wo man den Schatten erwartet, abwechselnd helle und dunkle Streifen, die man als Beugungsercheinungen bezeichnet. Das Licht geht bei der Beugung - - um einen ziemlich groben Vergleich zu wiederholen - - um die Ecke. Solche Beugungsercheinungen kann man auf die mannigfaltigste Weise erzeugen, z. B. so, daß man statt eines engen Spaltes viele nebeneinander setzt, die auf eine Glas- oder Metallplatte eingeritzt sind - - sogenannte Beugungsgitter - - und dann in reflektierten Lichte beobachtet. Diese Beugungsercheinungen sind deswegen so wichtig, weil sie die Wellentheorie des Lichtes bestätigen und weil sie weiterhin die Physiker in Stand gesetzt haben, die Wellenlänge und Schwingungszahl der verschiedenen, das weiße Licht zusammensetzenden farbigen Strahlen zu berechnen. Vermittelt eines Beugungsgitters ist auch die Beugung der Röntgenstrahlen nachgewiesen worden. Allerdings nicht mit einem der gewöhnlichen, die, wenn sie auf einen Millimeter 1700 eingekerbte Gitter tragen, immer noch zu grobmaschig sind, um Beugungen der Röntgenstrahlen hervorzurufen, sondern gewissermaßen mit einem natürlichen Beugungsgitter. Als ein solches wirken die Kristalle der Mineralien, deren regelmäßiger Aufbau auf eine symmetrische Gruppierung der sie konstituierenden Moleküle zurückzuführen ist. Man kann sich vorstellen, daß dort, wo die unendlich kleinen Rauten und Grenzflächen der Moleküle auseinandergerenzen, ein Gitterwerk, ein sogenanntes „Raumgitter“ entsteht.

Auf ein solches Raumgitter aus Zinkulfid wurde aus einer ganz feinen Oeffnung ein Bündel Röntgenstrahlen geworfen. Diese durchdrangen den Kristall und gaben zunächst auf einer dahintergestellten photographischen Platte eine scharfe Abbildung der Oeffnung, aus der sie stammten. Bei einer längeren Expositionszeit bis zu einem Tage aber zeigten sich auch eine Reihe von Beugungsbildern, deren Beschaffenheit und Lage gut mit den theoretisch berechneten Eigenschaften des kristallinischen Raumgitters übereinstimmte. Aus den Beugungsbildern konnten dann weiterhin - - ganz wie bei den sichtbaren Strahlen - - die Wellenlänge der Röntgenstrahlen berechnet werden. Danach beträgt sie rund den dreihundertmillionsten Teil eines Millimeters, wobei es natürlich auf das eine oder andere Millionstel nicht besonders ankommt. Die Röntgenstrahlen haben damit, wie man schon früher annahm, die kürzeste Wellenlänge unter den bisher bekannten Strahlenarten. Zu ihren nächsten Nachbarn, den ultravioletten Strahlen, verhalten sie sich wie Zwerge zu Riesen. Sind diese doch zehntausendmal so groß.